# Feuilleton.

Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat: sie klappert, aber klingt nicht. Goethe.

*

## Wiener und Berliner Luxus.

Von **Rudolph Lothar** (Berlin).

Im Deutschen Reichstag hat unlängst Fürst Bülow die mittleren und höheren Stände ernstlich ermahnt, den überflüssigen Luxus einzuschränken. „Wohlleben und Luxus sind ein gesellschaftlicher Zwang geworden. Die gesellschaftlichen Beziehungen zwingen viele zu einem Luxus, den sie gar nicht leisten können. Die gesellschaftliche Schätzung ist eine Frage des Luxus, des Geldes geworden.“ Kurze Zeit darauf las ich in einem Wiener Blatt die geistvollen Ausführungen eines weitkundigen Feuilletonisten, der die warnende Geste des Reichskanzlers für Wien wiederholte. Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß Wien unter seinem Luxus ebenso leidet wie Berlin, wenn das auch gewiß ein lustiges Leiden ist. Aber der Wiener Luxus ist vom Berliner Luxus gründlich verschieden. Man hat eben in jeder großen Stadt eine andere Technik, das Geld auszugeben, und wenn die Dukaten zum Fenster hinausfliegen, so führen sie in jeder Kapitale einen anderen Tanz in der Luft aus. Aber sie fliegen. Und das ist die Hauptsache.

Es gibt zweierlei Luxus. Einen für sich und einen für die andern. Und da haben wir gleich den Unterschied zwischen Wien und Berlin. Der Wiener treibt Luxus, um sich ein Vergnügen zu machen, der Berliner, um seinen Zeitgenossen zu imponieren. Der Wiener Luxus wurzelt mehr oder minder, doch stets in den primitiven Gründen des „Aufhaun“ und des „Drahn“. Und das Drahn wiederum schöpft seine Motive aus der Lust am Rausche, am Vergessen der Nichtigkeiten des Alltags, aus dem Flugbedürfnis des einzelnen, sich in jene Regionen zu erheben, wo klingende Geigen im Blauen hängen. Dazu kommt noch eine liebenswürdig-gutmütige Dosis Eitelkeit. Von dieser Dosis leben die teuren Modewarengeschäfte, die Juweliere, die Verkäufer aller Kostbarkeiten und Ueberflüssigkeiten, mit denen der Kulturmensch seine äußere Erscheinung verziert. Ganz anders liegen die Dinge in Berlin. Man treibt hier nicht Luxus, weil der einzelne vergnügungssüchtig ist und von Himmelfahrten in die Höhen des Genusses träumt. Auch die Eitelkeit spielt hier eine weit geringere Rolle als an der Donau. Der Deutsche ist nicht eitel. Das ist eine Tugend, die allerdings bis vor kurzem dazu beigetragen hat, daß die Witzblätter der bewohnten Erde sich über das Aussehen des Durchschnittsdeutschen und seiner Gefährtin unaufhörlich lustig machen konnten. Der Berliner Luxus entspringt dem Bedürfnis, zu imponieren. Das zeigt sich schon in der Art, wie der Berliner sein Haus verziert, wie er die Fassade der Häuser prunkvoll überlädt. Jedes einzelne Haus scheint rufen zu wollen: Sieh mich an, wie reich ich bin! Und das ist das Motto des Berliner Luxus überhaupt. Man gibt Feste, man reist mitten im Winter in die kostspieligsten Orte, nicht zu eigenem Vergnügen, sondern um dem Nachbar einen möglichst guten Begriff von den eigenen Finanzen beizubringen. So ist der Berliner Luxus nach und nach aus einer Einzelleistung zu einer Massenerscheinung emporgewachsen. Sein beliebtestes Ausdrucksmittel ist das Abendessen. In den großen Soupers konzentriert sich der heutige Luxus des Berliners. Um solche Feste zu ermöglichen, spart und darbt ein Haushalt wochenlang, legt sich eine Familie die größten Opfer und Entbehrungen auf. In keinem mittleren Wiener Bürgerhaus wird jahraus, jahrein so schlecht und ärmlich gegessen, wie in höheren Ständen Berlins, die auf diese Weise die Mittel zu einer glanzvollen Feste zusammensparen. Und warum? Weil die Bekannten X und Y eine prunkvolle Soiree veranstaltet haben und weil man doch nicht hinter X und Y zurückstehen darf, sondern sie um jeden Preis übertreffen muß. Aus diesem Wettlauf um die gesellschaftliche Anerkennung eines standard of life, der nicht vorhanden ist, sondern nur vorgetäuscht wird, entspringt der verderbliche Luxus, der wie ein böses Gift an dem Lande zehrt.

Von dem Luxus einer Berliner Abendtafel macht man sich in Wien gar keine Vorstellung. Daß das Essen zu Hause bereitet wird, kommt nur mehr bei kleinen Leuten vor und hört sogar schon in den unteren Schichten der besseren Kreise (wenn man sich so ausdrücken darf) allmählich auf. Das Essen ist fertig beim Stadtkoch bestellt. Und so ein Berliner Stadtkoch hat ein Bureau wie ein Minister, ist ein eleganter und vornehmer Mann mit den besten Manieren. In seinem Arbeitskabinett erinnert nichts an Küche und Restaurant. Man fühlt sich wie bei einem Großkaufmann, und die Hausfrau, die hier ihre Bestellung macht, debattiert mit dem Chef über kulinarische Taktik und gastronomische Strategie des Menus mit der Gründlichkeit des raffiniertesten Geschmackes. 6 ℳ das Kuvert ist bescheiden, 10 ℳ ganz nett, und dann kommen Phantasiepreise. Diners zu 30 und 50 ℳ pro Kuvert sind gar keine Seltenheit; natürlich sind die Weine nicht mit inbegriffen. Pünktlich zur festgesetzten Stunde kommt dann der Wagen des Stadtkochs angefahren; der Koch richtet sich in dem fremden Hause wohnlich ein und die Alltagsköchin legt bewundernd die Hände in den Schoß. Aber wenn es sich nur um das Essen handelte! Das Decken der Tafel kostet oft mehr als das ganze Menü; denn Blumen sind de rigueur, und kostbare Blumen müssen es sein. Das Tischtuch ist mit Blumen bedeckt, große Blumenarrangements verhindern, daß man sein Gegenüber zu Gesicht bekommt. Von dem, was ein Berliner Haus, das repräsentieren will, in einem Winter an Blumen für Tafelschmuck ausgibt, könnte ein österreichischer Hofrat mit Weib und Kind ein ganzes Jahr vortrefflich leben.

Natürlich wird überall, wo man nur etwas auf sich hält, Sekt getrunken. Der billige und gute deutsche Sekt hat die Freude am Champagner in Deutschland popularisiert. Er hat das typische Luxusgetränk auch jenen Kreisen vermittelt, die in Oesterreich vom Champagner nur träumen und im Eiskübel, der die Flasche mit dem Silberhals birgt, ein Symbol des Reichtums sehen. Mit dem billigen Sekt jängt man hier an und zum teuren schreitet man langsam vor. Man trinkt französischen Champagner nicht, weil die Marke einem besser mundet als die deutsche Marke, sondern weil der Nachbar weiß, daß sie teurer ist. Ja, so komisch es klingen mag: der Berliner trinkt sehr oft Sekt nicht zum eigenen Vergnügen, sondern nur weil er zeigen will, daß er Sekt trinkt. In Wien ist der Sekt Alltagsgetränk, oder besser gesagt Allnachtsgetränk, nur in gewissen Champagnerlokalen, die man pour la bonne bouche nach dem Theater und nach dem Souper besucht. Wenn man in Berlin durch ein elegantes Restaurant zur Dinerstunde geht, sieht man fast mehr Sektflaschen bereit stehen als Rot- und Weißweinflaschen. Es ist von hoher und höchster Stelle wiederholt schon gegen die Verschwendung in Sekt gewettert worden, aber nichts hält diese schäumende und perlende Flut auf. Und ihr Vorstürmen in immer weitere Kreise ist kennzeichnend für das Ueberhandnehmen des Luxus, dem der glänzende Schein alles ist. Der silberne Flaschenhals, der scheint gar zu verlockend!

Die Bequemlichkeit ist eines der beliebtesten Ködermittel des Luxusteufels. Der Stadtkoch, der selbstverständlich Telephon hat, ist doch gar zu bequem! Man bekommt unvermutet Gäste, man klingelt an, bestellt Schüsseln und Gerichte so viel man will, und eine Stunde später ist der Tisch parat. Ist das nicht herrlich? Herrlich und kostspielig. Und das Geschlecht der guten Köchinnen, ein Geschlecht, auf das die beiden Hälften der Doppelmonarchie am Donaustrand mit gleichem Rechte stolz sind, stirbt hier in Berlin langsam und sicher aus. Denn für Feste und Gäste hat man die Stadtküche oder, wie man im Vormärz zu sagen pflegte, den Traiteur, und für den Alltag ist eben alles gut genug. Der Alltag muß billig sein. Nirgends wohnen die Gegensätze der Küche so hart nebeneinander, wie in Berlin. Das Allerbeste und Allerfeinste vor den Leuten, und das Geschmackloseste und Minderwertigste, wenn man allein ist.

Der Wiener hatte lange ein Symbol für die Verschwendung, und das war der Fiaker. Nun hat auch der Berliner ein Luxusfuhrwerk, und das ist das Auto. Auch hier ist die Bequemlichkeit der verführerische kleine Teufel gewesen. Man erspart mit dem Auto so wunderbar viel Zeit! Und langsam wird aus diesem Zeitersparen ein Luxusbedürfnis. Die Ausgaben für das Auto beginnen im Leben des modernen Berliners dieselbe Rolle zu spielen, wie die Kosten des Fiakers für den mondänen Wiener von gestern. Und die Parallele ist so treffend, daß sie da und dort zur selben Phrase führte. „Er fährt im Auto“ hat hier genau denselben luxuriösen Nebensinn, wie „er fährt im Fiaker“ in Wien. Der Fiaker war berühmt durch sein schnelles Fahren, aber trotzdem fuhr er, besonders an schönen Frühlingstagen und in der Hauptallee des Praters, nicht so schnell, daß man seine Insassen nicht hätte anstaunen und bewundern können. Und der Weltmann und die Weltfrau legten Wert darauf, so elegant, so schick, so schön als möglich zu erscheinen. Wo immer man den Wiener Luxus anpackt, er führt zur Einzelleistung. Im Auto fährt man zu schnell, um deutlich gesehen werden zu können. Die Tatsache genügt. Und sie fügt sich zu dem Bilde, das hier jetzt gern vor der Mitwelt posiert. Es ist das Bild des eiligen, weil mit Geschäften überhäuften Mannes, dem die Geschäfte immer mehr und mehr Geld tragen, wie der Sekt beweist, den er trinkt, um seinen Durst zu löschen, wie die Feste beweisen, die er gibt. Diesem Bilde dient der ganze Berliner Luxus, ihm bringt man die ungeheuersten Opfer. In Wien bewundert man den Mann, der nichts tut und nichts zu tun braucht. Der Müßiggang ist gleichsam eine Vorbedingung des Luxus. In Berlin bewundert man den Fleiß, die Rastlosigkeit, die Unermüdlichkeit. Und man arbeitet weit über seine Kräfte, weil man weit über sein Vermögen ausgibt. Man schlägt ein Lebenstempo ein, wie es in Wien undenkbar wäre. Man ruiniert sich, um der Welt zu zeigen, wie reich man ist. Und der Luxusteufel, der diesen Witz erfand, lacht sich ins Fäustchen.

---

## Richard Wagner als Verkündiger des deutschen Kulturideals.

Im Kammermusiksaal des Zentraltheaters sprach gestern zugunsten der Richard-Wagner-Stipendien-Stiftung Herr Geheimer Hofrat Prof. Dr. Henry Thode, der, auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft ein Gelehrter von Ansehen, in verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Wahnfried steht. „Hört ihr den Ruf? Nun danket Gott, daß ihr berufen, ihn zu hören.“ Diesen Beginn der Wagnerschen „Parsifal“-Dichtung stellte Herr Geheimrat Thode an den Anfang seiner Darlegungen und sprach dann zunächst von den Empfindungen, mit denen wohl Festspielbesucher von dem Hügel, auf dem das Bayreuther Bühnenfestspielhaus steht, herabschreiten zur Stadt. Das eigentliche Thema seines Vortrages berührend, wies der Redner weiter darauf hin, wie Richard Wagner schon in den Tagen seines ersten Schweizer Aufenthaltes die Frage nach einer deutschen Kultur aufgeworfen hat. Und er erkannte mit schmerzlichstem Bedauern, daß zwar von der Tatsache einer französischen und einer englischen Kultur gesprochen werden könne, und daß sich vor allem die italienische Renaissancezeit als eine Zeit wahrer Kultur darstelle, daß aber dem deutschen Volke eine solche versagt geblieben sei. Der Dreißigjährige Krieg verhinderte, daß kulturweckende Ideen, die aus dem Süden heraufdrangen, wirksam wurden. Von der Schrift „Kunst und Revolution“ an, die 1850 erschien, bis in seine letzten Lebensjahre, da er in den „Bayreuther Blättern“ das Verhältnis zwischen Kunst und Leben erörterte, hat Wagner für die Heraufführung einer deutschen Kultur gekämpft und deren Ideal, so wie er es erschaute, verkündigt. Gerade das deutsche Volk schien ihm zu hoher Kulturaufgabe berufen, schien ihm geradezu befähigt, „Veredler anderer Völker zu sein“, unter Anknüpfung an jene Kulturideen, die in des 18. Jahrhunderts zweiter Hälfte durch große deutsche Dichter und Denker, durch Herder, Goethe, Schiller u. a. vertreten worden sind. Die Fähigkeit des deutschen Volkes zum Kulturbringer sah Wagner vor allem in drei Eigenschaften der Deutschen: in ihrem starken sittlichen Grundtrieb, in der ihnen innewohnenden Kraft uneigennütziger Hingebung und in ihrem treuen Festhalten am Ueberlieferten. Diese Eigenschaften sind ins Feld zu führen gegen alles, was undeutsch ist, gegen Frivolität der Lebens- und Kunstauffassung, gegen bloße Nützlichkeitstendenz und gegen die Sucht nach dem Neuen. Der Kampf kann freilich nur dann erfolgreich enden und eine deutsche Kultur gewinnen helfen, wenn es zugleich gelingt, deutsche Schwächen zu überwinden: jenes gewisse, uns Deutschen im Blute liegende Phlegma, die üble Ueberschätzung des Fremden, auch seichten Optimismus und das Sichgenügenlassen am Mittelmäßigen. Für Wagner konnte Zivilisation und Kultur unmöglich identisch sein. Eher erachtete er jene als Feind für diese. Als Aufgabe der Kultur bezeichnet Wagner die Herbeiführung einer Harmonie zwischen dem Rein-Menschlichen und dem Ewig-Natürlichen. Das Rein-Menschliche ist das vom Konventionellen freigewordene Bewußt-Geistige, das Ewig-Natürliche aber ist das Unbewußte, Sinnliche, die Kraft des zeugenden Lebensdranges. Die Harmonie zwischen beiden wird nach Wagner nur in jener Liebe, die Aufhebung des Egoismus bedeutet, erreicht. Die Liebe ist die Mittlerin zwischen Kraft und Freiheit. Durch die Sehnsucht nach freiem Menschentum wird das Streben nach Gemeinsamkeit bedingt. Wir müssen „Volk“ werden — Volk ist der Inbegriff aller, die eine gemeinsame Not empfinden. Und Grundlage aller Gemeinsamkeit waren für Wagner Religion und Kunst. Schon diejenige seiner Schriften, die diesen Titel führt, schließt mit dem Postulat: Jesus und Apollo. Den Begriff der Religion hat Wagner denn später noch näher definiert: ihr Wesen ist der Glaube, die Ueberzeugung von der moralischen Bedeutung der Welt. Das Dogma indes ist nur die Uebertragung eines an sich Unaussprechlichen in die Verstandessprache. Deshalb brauchen auch Einwendungen gegen das Dogmatische längst nicht das Wesen der Religion zu treffen, und geht man tief genug, so schwindet jeder etwaige Widerspruch zwischen Religion und Wissenschaft. Als wahre Religion erkennt Wagner einzig das Christentum an, das wahre Christentum, das innerlich erfaßt, zu seelischem Erlebnis geworden ist und das uns dann das Bewußtsein von der Einheit alles Lebens gewährt. Demgemäß wird die höchste Aufgabe der Kunst sein, ihre Ideale aus der religiösen Weltanschauung zu gewinnen, oft auch wird sie in ihren Kundgebungen dem Gefühl das deutlicher machen, was das Dogma nur unvollkommen auszudrücken vermag. Enthüllerin des Kernes der religiösen Wahrheit im allegorischen Bilde, anschauliche Vermittlerin der tiefern Erkenntnis vom Wesen der Welt, wie Offenbarerin des Rein-Menschlichen — alles dies kann die Kunst werden, alles dies kann Ziel des Künstlers sein. Betrachtet man Wagners eigene große Werke, so zeigt sich an jedem schon, was auch sonst sie scheiden mag, die Idee der Liebe, die sich selbst entäußert und die Erlösungsidee. Und mehr und mehr ist darin die Versöhnung des Rein-Menschlichen mit dem Ewig-Natürlichen angestrebt. Das Kulturideal, das Wagner verkündete, mag, weil es eben ein Ideal ist, nie auf volle Realisierung zu hoffen haben. Deshalb kann es doch Kraft ausüben auf das Leben der Gesamtheit wie des einzelnen. Ein jeder kann in seinem Innern einen Gralstempel errichten. Und wenn er dann hinaustritt in die Welt, wird diese ihm anders erscheinen, heller und heiterer, und er wird Dingen auf den Grund sehen, die ihn bisher verwirrten. Zu solcher inneren Läuterung mahnt auch der Weckruf im „Parsifal“, mit dem Herr Geheimrat Thode seinen Vortrag beschloß, wie er ihn damit begonnen hatte.

Starker Beifall des gutbesuchten Saales dankte dem Redner für seine gedankenreichen, zugleich warm und lebendig gegebenen Ausführungen. F. W.

*

* **Berliner Theater.** Unser Berliner Korrespondent schreibt uns: Karl von Levetzows Tragödie „Der Bogen des Philoktet“, über deren Premiere im Berliner Theater hier schon telegraphisch berichtet wurde, ist eine beachtenswerte Talentprobe. Es ist ein Werk voll herber Schönheit, schlicht in der Anlage, kräftig in der Sprache. Der erste Akt zeigt rein-dichterische Momente, der zweite viel Artistisches, der dritte eine gute Mischung des Dichterisch-Artistischen. Manche Breiten freilich schädigen die Arbeit, manche Banalitäten, wie das drei- oder viermalige Hintereinandersetzen ein und desselben Wortes trüben den Eindruck, im ganzen aber ist diese Philoktet-Tragödie das Werk eines selbständigen Kopfes. Man weiß, was die Sage von Philoktet erzählt, weiß, wie Sophokles den Stoff gewandelt hat. Levetzow nun führt uns auf Lemnos vor die Felsenhöhle des Heraklesbruders, den hier Odysseus einst ausgesetzt hat. Zehn Jahre schon klagt er hier einem Faun und einer Syrinx sein Leid, zehn Jahre schon erwartet er, der den Bogen des Herakles, dieses teure Vermächtnis, hütet, seine Erlösung. Inzwischen kommen die Griechen von Troja her. Odysseus, der Listige, führt Neoptolemos mit, des Herakles Sohn, der hier seine Tat vollführen soll. Denn Troja fällt um, — so verkünden die Götter — wenn Neoptolem den Bogen des Philoktet erwirbt. Und Neoptolem soll dem kranken Bruder seines Vaters mit der List des Odysseus krönen, soll Worte sprechen, die ihm auf den Schiffen einstudiert wurden. Da Neoptolem aber, den Faun von Syrinx schrecken, die Worte vergißt, bedeutet ihm der Ithakerkönig, daß Philoktet seinen Bruder Herakles getötet habe. Nun schwankt Neoptolem nicht mehr; er will den Bogen rauben. Wie aber Philoktet erscheint, zaudert der schöne Griechenknabe doch. Und Philoktet erkennt in ihm den Sohn seines Bruders, den er von dem Gift des Nessos erlöst habe, mit dem ihn Deianira, die Königin, zu Tode quälen wollte. Und während Philoktet dem Griechenknaben die Göttlichkeit des Herakles offenbart, kommt der Schmerz über den Kranken, der selbst von dem Gifte des Nessos getränkt ist, und der Bogen entfällt seinen Händen. Schon stürmen die Griechen heran, Neoptolemos anflehend, den Bogen Philoktets zu rauben. Neoptolem aber ruft Philoktet, bis der Kranke erwacht und den Bogen spannt, seine Pfeile gegen Odysseus und dessen Begleiter richtend. Und wieder ruft Neoptolem und aus seinen Rufen fühlt Philoktet die Stimme des Herakles. Er läßt den Bogen sinken und schenkt dann den Bogen Neoptolem, damit er seine Tat — den Fall Trojas — vollende. Und wie die Griechen von dannen ziehen, stürzt sich Philoktet, der nun das Gift der Hydra in sich ertötet fühlt, von seinem Lemnosfelsen ins Meer. . . . D.

* **Sudermanns „Katzensteg“ als Musikdrama.** Jean Renonard hat den Roman „Der Katzensteg“ von Hermann Sudermann zu einem Libretto für ein zweiaktiges Musikdrama verarbeitet, dem er den Titel „Le moulin silencieux“ gab. Der französische Komponist Galeis, der im vorigen Jahre mit dem Rompreis ausgezeichnet wurde, hat die Musik zu diesem Libretto geschrieben. Man darf auf diese dramatisch-musikalische Umgestaltung des vielgelesenen Romans jedenfalls sehr gespannt sein.

* **Ein unbekanntes Fragment Oskar Wildes.** Ein noch unbekanntes Fragment von Oskar Wilde — „La Sainte Courtisane oder das Weib mit den Edelsteinen“ — wird das in den nächsten Tagen erscheinende erste Heft der neuen Theater-Zeitschrift „Die deutsche Bühne“ zum ersten Male veröffentlichen. Die „Sainte Courtisane“, die unter engen Beziehungen zur „Salome“ wegen ein besonderes literarisches Interesse beanspruche, hat Dr. Max Meyerfeld übersetzt und eingeleitet.

* **„Salome“ bei Hammerstein.** Aus New York wird uns gemeldet: Die Premiere der „Salome“ von Richard Strauß in der Manhattanoper Hammersteins hatte großen Erfolg. Die Titelrolle wurde von Mary Garden gespielt.

* **Vom König-Georg-Denkmal für Dresden.** Gegenüber den nicht zur Ruhe kommenden Meldungen über den Ausfall der engeren Konkurrenz zwischen den Professoren Wenck und Seffner, deren Modelle schon seit Monaten ins Ständehaus abgeliefert worden sind, haben wir schon unter dem 8. d. M. unseren Lesern mitgeteilt, daß das Komitee zugunsten Wenck entschieden hat. Es scheinen demnach doch noch Bedenken besonderer Art vorhanden zu sein, da das Komitee noch immer nicht seine Entscheidung veröffentlicht. Man darf wohl auf den Ausgang dieser Angelegenheit gespannt sein.

* **Versteigerung hervorragender Menzel.** Man schreibt uns aus Berlin: Im Kunstauktionshause Rudolf Lepke findet am 17. Februar die Versteigerung einer bedeutenden Menzel-Kollektion statt. Wie man uns mitteilt, umfaßt diese Serie mehr als sechzig Originalradierungen und Lithographien des Meisters und vor allem sein berühmtes Militärwerk, das aus drei Bänden besteht und 450 vom Künstler selbst kolorierte Steinzeichnungen enthält. Menzels Militärwerk ist eine der größten Raritäten des Kunstsammelwerks. Es wurde nur in dreißig Exemplaren ediert und kam bisher nur selten auf dem Kunstmarkt vor. In Berlin selbst hat man das Werk noch nicht auf den Auktionen angetroffen. Dagegen hat der Geheimrat Lessing, der verstorbene Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, ein Exemplar dieser Rarität vor einigen Jahren in Paris für den Spottpreis von etwa 7000 Fr. erworben. Das nun in Berlin zur Versteigerung kommende Militärwerk Menzels stammt aus dem Besitz des kürzlich dahingeschiedenen Berliner Malers Professor Fritz Werner, der es seinerzeit von Menzel, seinem intimen Freunde, zum Geschenk erhalten hatte. Uebrigens wird auch am 16. Februar, also einen Tag vorher, bei Lepke neben anderen Meisterbildern von Lenbach, Gallegos, Calinos ein sehr schönes Oelbild von Menzel versteigert. Und am 9. Februar gelangt in dem genannten Berliner Kunstauktionshause eine Sammlung von wertvollen Miniaturen aus Wiener Privatbesitz zum Ausgebot. In dieser Serie sind u. a. Stücke von hervorragender Schönheit. Wir nennen hier nur Arbeiten des Fourcade (1831), des H. Grevedon um 1830, des Wieners Stecker und des Chalon. Prächtig ist ein von G. Mehrlich (um 1830) gemaltes Bildchen der berühmten Schauspielerin Haizinger, das die Künstlerin in weinrotem dekolletierten Kostüm mit großer Perlenkette, Perldommeln in den Ohren und blonder reichgelockter Frisur mit Rosen darstellt. Zu den Hauptstücken zählt auch ein vorzügliches auf Porzellan gemaltes Bruststück des Wiener Walzerkomponisten Lanner.

* **Londons Wagner-Saison.** Man schreibt uns aus London: Seit vielen Jahren gehörte es zum guten Ton, während der „Grand Season“ im Spätfrühjahr die deutsche Wagner-Oper zu frequentieren. Da kam aber im letzten Jahre Tetrazzini, die neue italienische Nachtigall, und erweckte die schlummernde Lust am bloßen Schwelgen im Ton in all den vornehmen Opernbesuchern. Die deutschen Aufführungen waren weniger gut besucht, brachten mithin weniger, und darum entschlossen sich die Direktoren, obwohl sie eigentlich nur die Angestellten des sich stets künstlerisch geberdenden Opernsyndikats sind, kurzerhand mit den deutschen Vorstellungen tabula rasa zu machen. Während der kommenden „Grand Season“ wird es keine Wagner-Werke zu hören geben. Jedennoch, es steckte noch ein hübsch Stück Geld in Wagner, das wußten diese Herren. Wie es haben? Wie es aus den Taschen der Hörlustigen in die eigenen praktizieren? Man verfiel auf ein treffliches Mittel. Man verbinde mit der Kunstliebe den Nationalstolz, und man werde selbst jene Kreise fangen, die schon überdrüssig nach anderer Nahrung begehren. Außerdem bekäme man als unschätzbaren Freund und Helfer die Presse, die solcher Zwecke wegen gern etwaige Mängel mit dem Mantel britischer Eigenliebe zudecken würde. Gesagt, getan: man schuf die englischen Wagner-Aufführungen. Schon im vorigen Jahre machte man einen Versuch damit; er gelang. Diesmal nun spielt man einen Monat lang Wagner-Werke — „Ring“ und „Meistersinger“ —, und zwar jetzt im Winter, wo es sonst keine Opernunterhaltung gibt. So erzielt man während einer bisher toten Zeit volle Häuser, und hofft später mit Weltstars das gleiche zu erreichen. So wird der Kunst geholfen. Mit Hans Richters Hilfe hat man erstaunlich Gutes zustande gebracht, erstaunlich namentlich, wenn man bedenkt, daß aus einem Nichts alles erst zu schaffen war, daß es keinen geübten Ensemblestamm gab, dem sich die Neulinge nur einzufügen hatten. Ein Sinfonieorchester mußte zu einem Bühnenorchester, Konzert- und Operettensänger zu Wagner-Sängern umgestaltet, ein Chor mußte, soweit er erforderlich ist, zusammengestellt und gesanglich wie darstellerisch erst gedrillt, und all diese Einzelwaffen der Opernarmee mußten dann zu einem einheitlichen Heere zusammengeschweißt werden. Richter hat sich da als großer Stratege, aber fast noch als größerer Organisator erwiesen. Er führte seine Scharen zum Siege. Namentlich gelang ihm eine stimmungsreiche und getreue „Meistersinger“-Aufführung. Dieses „deutscheste“ der Wagner-Werke wurde hier in der Tat von fremdländischen Kräften und vor fremdländischen Zuhörern in seiner völkischen Eigenart erfaßt, verkörpert und freudigst aufgenommen. Es war eine Freude, dem beizuwohnen, und man wurde sich der Volksverwandtschaft der Engländer und Deutschen wieder einmal — nicht zum Schaden — stark bewußt. Nirgends außerhalb Deutschlands könnte gerade dieses Werk in fremder Sprache so dargestellt, so ausgeschöpft, so spontan aufgenommen werden. Englische Enthusiasten erhoffen aus diesen Vorstellungen allmählich eine selbständige englische Oper erstehen zu sehen, die London endlich eine ständige Oper geben würde und als Pflanzstätte für eine wirkliche englische Nationaloper dienen könnte. Ein schöner Traum, der aber nur dann in Verwirklichung übergeführt werden kann, wenn Publikum und Direktoren sich ihrer Pflicht der Kunst gegenüber voll bewußt werden. Einige Opernvorstellungen besuchen und dafür zahlen einerseits und recht viel Geld einstecken anderseits, führen sicher nicht zum Ziele. Z.

* **Die Dresdner Strauß-Woche** schloß, wie unser Dresdner B.-Korrespondent meldet, am Donnerstag mit der Wiederholung der „Elektra“ ab. Mein erster Eindruck wurde dadurch nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar noch verstärkt: ein in vielen Einzelheiten erstaunliches, farbenprächtiges und viele neue Ausblicke in harmonischer Hinsicht eröffnendes Werk, das aber leider der inneren Wärme und Einheit ebenso entbehrt wie der wahren Größe und Stilsicherheit. Auch traten einige ermüdende Längen noch deutlicher zutage als bei der ersten Vorstellung. Die Rolle der Klytämnestra sang, da Frau Schumann-Heink erkrankt ist, Frl. v. Chavanne und zwar mit gutem Gelingen, wenn auch nicht mit so großer Stimme und meisterhafter Charakteristik wie die erstgenannte Künstlerin. Am Schlusse konnte Strauß mit den Darstellern vielen Hervorrufen Folge leisten, der lautete Jubel aber brach doch erst wieder los, als Ernst v. Schuch, auf den stolz zu sein wir nach dem Verlaufe des Festes wieder alle Ursache haben, auf der Bühne erschien. Damit war die Strauß-Woche zu Ende — und alle Beteiligten, einschließlich des Publikums, dürften bei diesem Gedanken erleichtert aufatmen, denn es war ein saures Stück Arbeit.

* **Hochschulnachrichten.** Zur Feier des 100. Geburtstages Darwins wird am Freitag, den 12. Februar, abends 7 Uhr im großen Volkshaussaale in Jena Professor Ernst Haeckel einen Vortrag über das Weltbild von Darwin und Lamarck halten. Es wird Haeckels letzter öffentlicher Vortrag sein. — Professor Dr. Prandtl an der Universität Göttingen hat jetzt das Thema für seine ersten Vorlesungen über Aeronautik festgestellt. Er wird zunächst ein zweistündiges Kolleg über wissenschaftliche Grundlagen der Luftschiffahrt halten. — In Gießen hat sich Dr. G. Böhme für das Fach der Landwirtschaft habilitiert. — Der außerordentliche Professor für innere Medizin Dr. O. Kohts in Straßburg ist auf den 1. April emeritiert worden. — Der Privatdozent für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Nancy M. Dreisch ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Dem „Staatsanzeiger für Württemberg“ zufolge wurden an der Universität Tübingen von der staatswissenschaftlichen Fakultät Dr. jur. Kiederding, von der medizinischen Fakultät Dr. jur. Hugo v. Strauß-Torney, von der naturwissenschaftlichen Fakultät Graf Ferdinand Zeppelin, General der Kavallerie a. D. in Friedrichshafen, im Laufe des Jahres 1908 honoris causa zu Doktoren promoviert. — Wie unser Berliner Korrespondent hört, hat die Technische Hochschule in Charlottenburg Major von Parseval, den bekannten Konstrukteur und Geschäftsführer der Motorluftschiffstudiengesellschaft, für den Lehrstuhl für moderne Aeronautik in Aussicht genommen.

* **Kleine Chronik.** Aus Frankfurt a. M. meldet uns ein Telegramm: Zu dem diesjährigen deutschen Männergesang-Wettstreit um den Kaiserpreis hat das Kaiserpaar seine Anwesenheit zugesagt. Im Gegensatz zu den Vorjahren soll jedoch auf Wunsch des Kaisers von besonderen Festlichkeiten abgesehen werden. — Aus Paris meldet die „B. Z.“: Die Schauspielerin Susanne Desprès, die, wie berichtet, zu dem Hinscheiden Coquelins geäußert hatte, der Tod Coquelins lasse sie gleichgültig, erhielt im Laufe des gestrigen Tages von allen Seiten Briefe beleidigenden Inhalts, sowie Drohbriefe wegen ihrer Herzlosigkeit. Susanne Desprès erklärte jedoch, sie habe schwere Klagen gegen Coquelin im Herzen und könne nichts anderes sagen, als daß sein Tod sie gleichgültig lasse.

SLUB
Wir führen Wissen.